

KLEINE MEINUNGEN



Appeasement Es ist ein Buch, das man absolut nicht versteht, obwohl jeder Satz, jedes Wort, jeder Buchstabe in „1000 Peitschenhiebe“ (Ullstein, 4,99 Euro) sinnvoll und klar ist. Es sind nur 64 Seiten, die ausgewählte Blogbeiträge von Raif Badawi dokumentieren – jene Blogbeiträge, die Badawi in einem saudi-arabischen Knast bringen sollten, weil er seine Gedanken zur Meinungsfreiheit ins Internet schickte. Diese Gedanken sind – durch die westliche Arroganz-bis-Gemütlichkeits-Brille gesehen – sehr klar, allgemein und normal. Und dennoch sollte man dieses Buch lesen, nicht nur, um dann wieder entsetzt, gereizt und gelangweilt den Kopf über das Saudi-Regime schütteln zu können. Sondern weil man beim Lesen merkt, dass überhaupt nichts klar, allgemein und normal ist auf dieser Welt. Nicht einmal in Deutschland. Denn der Ullstein-Verlag stellt den Blogbeiträgen eine editorische Notiz voran, in der es heißt, dass Badawis Koran-Zitate durch Sternchen ersetzt werden mussten, „aus Sicherheitsgründen für die Buchedition“. Und das ist dann wohl die einzige Sache, die man zum Schluss doch noch versteht: Das Appeasement lebt überall, lebt vor allem in Deutschland. *priz*

Sicherheit/Freiheit Nach Katastrophen wie jetzt dem Absturz der Germanwings-Maschine heißt es ja oft, sie setzen frei, was so als das Gute im Menschen gilt: Hilfsbereitschaft, öffentliche Anteilnahme, Verständnis. Wie haltbar diese Behauptung ist, welche Affektlagen sich in diesen Gesten und Haltungen manifestieren, das muss man hier nicht klären. Weit interessanter ist doch: Die Bereitschaft, etwas zu geben, was nicht immer gleich eine Spende sein muss, die Bereitschaft, durch Mitgefühl für Opfer und Angehörige kurzzeitig von sich abzuhängen, geht bei Politikern und anderen Populisten umstands- und ansatzlos in die Bereitschaft über, im Namen der Sicherheit aufzugeben, was in demokratischen Staaten historisch durchgesetzt wurde und geschützt wird – und was man, einmal preisgegeben, nicht wiederbekommt wird. Unfassbar, wie schnell Leute mit dem Vorschlag bei der Hand waren, ärztliche und psychologische Schweigepflicht zu „lockern“; unheimlich, wie leicht dem Innenminister der Vorschlag über die Lippen geht, die Ausweisungspflicht auf Schengen-Flügen wieder einzuführen – als sei Ticketausch nicht strafbar und als ließen sich nicht längst viele Fluglinien beim Boarding ein Ausweisungspapier zeigen. Gespenstisch auch, wie konfus man mit der erst nach 9/11 eingeführten Cockpit-Verriegelung umgeht: Sollen Terroristen wieder leichter hineinkommen, weil psychisch kranke Copiloten ein größeres Sicherheitsrisiko darstellen als Al Qaida? In all diesen Vorstößen kann man auch Teststreifen erkennen: Wie müssen krude, angstbesetzte Szenarien aussehen, damit Menschen bereit sind, Freiheiten und Teile der Privatsphäre aufzugeben, im Tausch gegen illusionäre Sicherheitsversprechen? *pek*



Jennifer Aniston in „Cake“

Foto Rivetti/Warner

Schön, wenn Filme heilen

Jennifer Aniston macht sich in „Cake“ zum Gegenstand eines Experiments

Das Ausmaß der Schmerzen, an denen Claire Bennett leidet, lässt sich am besten an der Phantasie ablesen, die sie mit ihrem Ende verbindet: Sie würde Sex haben mit der ganzen Fußballmannschaft von Real Madrid. Elf athletische Männer und zwischen ihnen eine Frau, die sich wieder bewegen kann. Ektatisch, frei, hemmungslos. Nicht so wie jetzt, da alles ungeheuer langsam gehen muss, weil schon die geringste Veränderung der Körperhaltung sie zum Schreien bringt. Wenn sie denn laut werden könnte. Aber sie erstickt ihre Pein mit Medikamenten, und das Einzige, was sie nach draußen dringen lässt, ist ihr Zynismus.

Den Rest muss man sich denken. Wie das eben so ist mit dem Schmerz. Er ist nur für die Person zu ertragen, die ihn fühlt. Von außen sieht man nur Spuren. Linien, die sich ins Gesicht zeichnen. Müdigkeit, die nicht mehr aus den Augen weichen will. Finger, die nach der Dose mit den Pillen tasten. In dem Film „Cake“ macht Jennifer Aniston sich und ihren Körper zum Gegenstand eines hochinteressanten Experiments. Unwillkürlich suchen wir nach Spuren der Persönlichkeit, die sie bisher war, nach einer der erfolgreichsten Komödiantinnen Hollywoods, nach einer Frau, die für ihre Fitness berühmt ist und die, wenn schon nicht mit elf „Galacticos“, so doch zumindest mit Brad Pitt im Bett war.

Doch wir sehen davon nur Scherben. Sie werden dunkel überstrahlt von einem Rätsel. Etwas geht in Claire vor, das sie entsetzlich mitnimmt. Dass sie sich den Anschluss aus einer Selbsthilfegruppe einhandelt, dass ihre Physiotherapeutin den Dienst quittieren möchte, dass sie allmählich als hoffnungsloser Fall gilt, das hat mit der speziellen Psychosomatik zu tun, um die es in „Cake“ geht: Der Stützapparat ist durch ein Lebensereignis erschüttert worden, das die Grenzen der Belastbarkeit radikal überschoben hat. Die Annehmlichkeiten

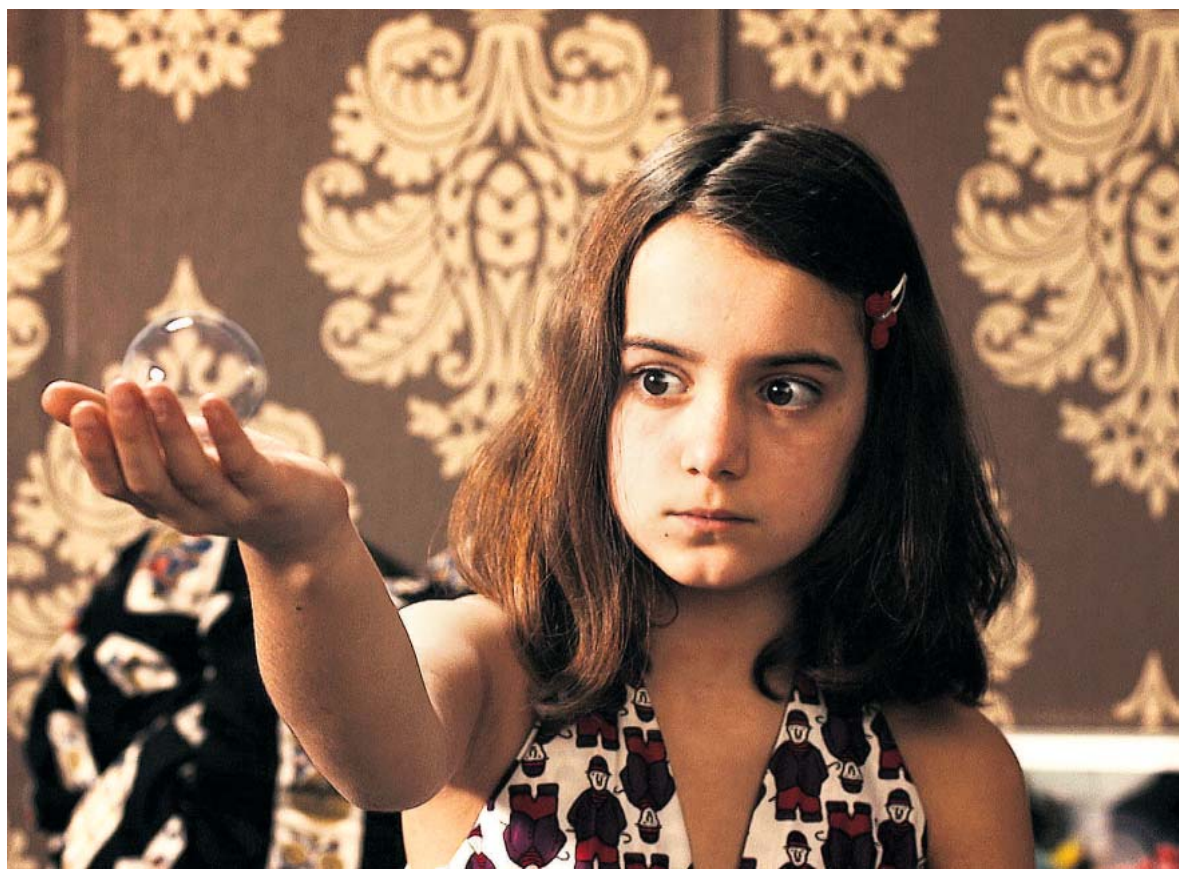
eines gutsituierten kalifornischen Lebens, die Handreichungen der mexikanischen Pflegerin, das alles hält Claire am Leben und gibt ihr die Gelegenheit, ihrem Schmerz selbst auf die Spur zu kommen. So bekommt diese klug konstruierte Erzählung eine therapeutische, anamnetische Richtung. Man kann dabei sehen, wie das Filmemachen dem Heilungsprozess in mancherlei Hinsicht entspricht.

Aniston, die zuletzt die eher mittelmaßige Komödie „Horrible Bosses 2“ spürbar belebt hatte und die ziemlich tolle Komödie „Wir sind die Millers“ souverän vom Befahrersitz aus im Griff hatte, kann sich für ihren Versuch im dramatischen Fach bei einem sehr kompetenten Team aufgehoben fühlen. In „Cake“ (Regie: Daniel Barnz) passt wirklich fast jedes Detail, die Kamera von Rachel Morrison ist zugleich diskret und schonungslos; Kostüm, Maske, Licht, alles dient der einen Sache: etwas Unsichtbares erkennbar werden zu lassen, ohne es an das Offensichtliche zu verraten.

So ist „Cake“ ein überraschend intimer Film, in dem es nicht so sehr darum geht, dass ein Superstar sich eine Dosis Tiefgang verabreicht, sondern in dem eine Schauspielerin tatsächlich an die Grenzen ihres Metiers geht. Die Ironie dabei ist, dass Jennifer Aniston in manchen Momenten aussieht, als wäre sie nie von der Couch aufgestanden, die in der Sitcom „Friends“ die halbe Welt war. Das Schicksalspathos, das in „Cake“ auch steckt, wird also nicht nur durch die Klugheit der künstlerisch Beteiligten gemäigt, sondern durch Logiken, denen Stars nicht mehr entkommen, wenn sie es erst einmal sind: Sie werden durchsichtig vor allem auf sich selbst hin. Innerhalb dieses Spiegelkäfigs verschafft sich Jennifer Aniston hier mächtig Bewegung, indem sie so rührend, als könnte sie sich kaum rühren.

BERT REBHANDL

Von Donnerstag an im Kino



Auch Kinder können natürlich der Kunst erliegen - Klara Herbel in „Art Girls“.

Foto EYZ Media

Wehe, wenn Kunst zu wirken anfängt

Robert Bramkamps experimenteller Spielfilm „Art Girls“ ist auch eine Werkschau der Künstlerin Susanne Weirich

Meist ist besser, wenn die Bilder selber sprechen und nicht die Regisseure über sie. Wenn also lustig aussehende animierte Kröten fliegen, wenn leicht leuchtende Regenwürmer in Schreibschrift eine Botschaft im Sand hinterlassen oder wenn ein Baurüst zu einer King-Kong-Riesenskulptur fast wie in „Transformers“ mutiert, den Berliner Fernsehturn anspringt und zum Umfallen bringt.

Robert Bramkamp, der in Hamburg experimentellen Film lehrt und über die Jahre ein sehr buntscheckiges Werk hervorgebracht hat, neigt allerdings dazu, seinen neuen Film mit einigen Selbsterklärungen und Theorien- und -überbauten zu verzieren. Als „Transmedia Sci-Fi-Film“ bezeichnet er „Art Girls“, kombiniert mit einem Online-Gratkurs für innovative Filmemachen, und diese Form der versuchten Rezeptionssteuerung ist nicht für jeden auch eine Einladung. Weshalb man sich lieber mal ganz krude ans Sichtbare hält: Eine Künstlerin namens Nikita Neufeld, kurz vorm Scheitern, jenseits der vierzig, vom Freund verlassen, gespielt von Inga Busch; ihre Freundin Una (Megan Gay), nicht viel erfolgreicher; Kunstbetriebschicksale in Berlin, nicht unbedingt der Filmstoff unserer Träume.

Doch Bramkamp, der auch angenehm skrupellos mitten im Film den Erzähler auswechseln wird, biegt, bevor es einen anzuwenden beginnt, scharf ab, Richtung Science-Fiction. Peter Lohmeyer spielt ein Zwillingpaar, zwei hinreichend irre Wissenschaftler, die mit „L-Strahlung“ und „Biosynchronisation“ die Menschheit verändern wollen, indem sie blockierte Potentiale freisetzen. Ihre Probanden suchen sie zunächst in der Kunst, und von Nikita gehen die stärksten Impulse aus, wie ein spezielles Messgerät anzeigt, das vage an eine vorsintflutliche Spielkonsole erinnert. Sie wollen „Kunst, die wirkt“, das wird wie ein Mantra wiederholt.

Von jedem Beipackzettel wissen wir aber auch, dass das nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen abgeht. Und so überrascht es nicht, dass die Sonne auf einmal bläulich schimmert, der gelähmte der beiden Zwillinge wieder gehen kann und seine blockierte Potenz mit Nikita freilegt; leider gebiert die in Biosynchronisation erzeugte sogenannte Wir-Intelligenz auch Monstrositäten. Da rutscht die Science-Fiction ins Katastrophische hinein und durch es hindurch. Fiktionen werden real, aus Freundinnen werden Widersacherinnen, die Zwillinge entzweien sich.

Bramkamps Idee ist es nun, dass Kunst nicht einfach wirkt wie ein Medikament, sondern dass sie den Lauf des Films verändert, das Er-

eckig agieren und sprechen lässt, dazu die demonstrativ gehandhabten Low-Budget-Spezialeffekte – das alles wäre, für sich genommen, nur eine dieser so sympathischen wie folgenlosen Attacken auf das Diktat des einschläfernden mittleren Realismus, in dem alles wirkt, als regierten in Kino und Fernsehen allein die Algorithmen eines Dramaturgie- und Bilderzeugungsprogramms.

Was diese „Art Girls“, welche bei zwei Stunden Laufzeit eine gewisse Langmut voraussetzen, von solchen Versuchen abhebt, das sind die Werke der Künstlerin Susanne Weirich, welche der Film nicht einfach im zweidimensionalen Raum „ausstellt“, indem er sie dokumentiert. Weirich ist Artdirektorin des Films, der Film ein neuer Showroom ihrer Arbeit. Inga Busch begegnet zum Beispiel als Nikita ihrem Avatar aus „Silent Playground“ (2005). Die 2001 in München präsentierte Dia-Sound-Installation „Die Glücksprophetenmaschine“ wird Nikita zugeschrieben und sorgt im Zusammenspiel von Tarotkarten und aus literarischen Quellen bezogenen Lösungen für narrative Kurswechsel. Und aus der Videoinstallation „Angels in Chains“ (2009), welche die Gesichter von Charles Mansons Mörderinnen auf Kristallkugeln projizierte, altern und ihre Gesichter in jene der Darstellerinnen aus „Drei Engel für Charlie“ übergehen ließ, gewinnt der Film Inspiration für die eigene Bildproduktion.

An diesen Schnittstellen wird es interessant, da sprühen Synergie-Funken, da werden die wolgigen und bisweilen etwas präntösen Geltungsansprüche geerdert durch die sinnliche Präsenz einer Kunst, die auf anderem Terrain wirkt, weil sie sich ihrerseits filmischer Mittel bedient hat. PETER KÖRTE

„Art Girls“ wird vom 9. April an über sechs Monate hinweg in zahlreichen deutschen Städten zu sehen sein. Als eine Art Making-of ist in der Mediathek von Arte der Film „Neue Natur - Art Girls intern“ bis zum 1. Juni verfügbar.

ANZEIGE

Moderne Zeiten

Die Nationalgalerie der Staatlichen Museen zu Berlin zu Gast in der Kunsthalle Würth in Schwäbisch Hall

23.5.2014 - 1.5.2015

täglich 10 - 18 Uhr

Alle Aktivitäten der Kunsthalle Würth sind Projekte der Adolf Würth GmbH & Co. KG.

WÜRTH Nationalgalerie Staatliche Museen zu Berlin

zählen transformiert. Diese Programmik kommt einem natürlich immer ein bisschen so vor, als rüttelte einer ganz heftig an den Stäben der Zelle, in welche das Kino erzählen eingesperrt bleibt, weil ihm trotz Animationstechnik, trotz vielfältiger V-Effekte der Sprung in die Welt nur insofern gelingt, als sich in den Köpfen jener Zuschauer etwas tut, denen der Topos von der Fiktionalisierung der Wirklichkeit schon von Schriftstellern wie DeLillo oder Pynchon vertraut ist.

Die Collage verschiedener optischer Stile und eine Inszenierung, welche die Schauspieler gezielt

IM HIMMEL



Jesus

VON CORD RIECHELMANN

Die Wege in den Himmel waren wie immer ziemlich voll, gradezu verstopft mit Figuren aus dem jetzt auch schon wieder halb vergangenem Jahrzehnt. Und wie in allen Zeiten suchte auch dieses Jahrzehnt seinen eigenen Zugang zum Himmel. Wer aber leicht abseits ging, an einem verkommenen Ufer entlang, konnte hinter einem hellen Vorhang einen großen, schlanken, dunkelhäutigen Mann mit Maschinenpistole erkennen, der offenbar ganz willkürlich aus dem am Ufer Entlangirrenden nachman oder mancher ein Zeichen gab, dass sie ihm hinter den Vorhang folgen sollten.

Und war man dann schüchtern zwar, aber ohne Furcht zu dem Mann getreten, der in seinem hellen Anzug, seiner Brille und seiner dunklen Haut eher wie ein klassischer Rhetor aussah denn wie ein Krieger mit Maschinenpistole, stellte dieser sich als Malcolm X vor. Und er war auch ein Rhetor und kein Krieger. Denn seine Rede ging schnell und ahnte alles. Er habe, so sagte er sofort, gleich gesehen, dass mir klar sei, dass er, der Sohn, nicht gekommen sei, um Frieden zu bringen auf die Erde, sondern das Schwert. Und das sei schon mal gut, denn so müsse der Sohn, also Jesus, mich nicht erst erregen wider meinen Vater, das hätte ich ja schon selbst getan, und so solle ich also gleich zum Sohn gehen. Der Vater, also Gott, habe gerade keine Zeit, weil bei ihm wieder dieser nervige kleine Typ in hochhackigen Schuhen rumlungere und andauernd darüber lamentiere, dass er sich schließlich immer an die Maxime gehalten habe, sich vor den Menschen zu hüten, und die jetzt trotzdem unten über ihn zu Gericht säßen und ihn geißelten in ihren Synagogen.

Gott habe einst, sagte Malcolm noch, den Fehler gemacht, diesen Martin H. aus F. gegen alle Zeichen in den Himmel zu lassen, und habe den jetzt an der Backe. Der Sohn Jesus war jetzt aber frei und empfing mich gut gelaut, während Malcolm den Saft einer Zitrone in die Wassergläser füllte. Mein Anliegen war dann auch schnell vorgebracht. Ich wollte einfach wissen, wie weit dieser Satz des Jesus von den Lilien denn reiche, in dem es heißt: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.“

Ja, erklärte Jesus darauf ganz ernst und ohne jede Ironie oder Erhebung, das sei tatsächlich eine entscheidende Stelle seiner Predigten über das Genießen der Pflanze. Die Pflanze sei in ihrem Wachstum das reine Genießen, in jedem Stadium des Wachstums identisch mit ihrer Form, aus der sie nie fliehen könne, in der sie immer, wenn man so wolle, gefangen bleibe. Eine sich dem Sinn entziehende Befriedigung, die seine Jünger nur wider Vater und Mutter in der Liebe zu ihm, Jesus, erreichen könnten.

Peter Gauweiler ist weg, Claus Peymann noch da: Sollen Nervensägen künftig eine größere Rolle spielen?

Auch die Semantik ist kein harmloses Terrain. Jürgen Habermas sprach sogar mal, ungewohnt martialisch, von „paramilitärischen Einsätzen an der semantischen Bürgerkriegsfront“. Solche Schlachten sind hier nun nicht mehr zu schlagen, wenn ein ziemlich abgehalfterter Intendant auf den Berliner Kulturstaatssekretär eindringt, um sich eine Aufmerksamkeit zu verschaffen, die er als Theatermann längst nicht mehr erreicht. Und selbst bei dem intellektuell agileren bayrischen Politiker, der durch den nie zu weit getriebenen Dissens zu seiner Partei kontinuierliche Imagepflege betreiben konnte, handelt es sich nur um Scharmützel. Was man allerdings dabei sehr gut beobachten kann, ist

PRO

Quer bis konfus

VON PETER KÖRTE

eine Verschiebung der Konnotationen. Früher wurden die meisten, die heute als Nervensägen gewissermaßen offiziell anerkannt sind, als sogenannte „Querdenker“ oder wie man jetzt beim Abschied des Politikers lesen musste, „Querköpfe“ apostrophiert. Und mancher, dem der Unterschied zwischen quer und konfus stets diffus blieb, verlieh sich diesen Titel gleich

selbst, wenn er mit Verve offene Türen einrannte und sich so pubertär wie theaterdonnernd als „Reißzahn“ oder „Stachel im Arsch der Mächtigen“ sah. Heute wird jeder, dem Argumente nicht gleichgültig sind, eher Geradlinigkeit und Klarheit, ein cartesisches „clare et distincte“, vorziehen, wenn es darum geht, das Gestrüpp der herrschenden Meinungen und abwesenden Gedanken mit der Machete zu durchdringen. Was nun nicht heißt, Nervensägen stünden nicht große Karrieren bevor: Den Euro-skeptiker umwirbt schon die AfD, der Intendant darf noch zwei Jahre Provokateur – auch so ein abgewrackter Begriff – spielen, und an Nachwuchs herrscht, wohin man auch schaut, kein Mangel.



Illustration Kat. Menschik

Folgende Peter-Gauweiler-Beschreibungs-Namen wurden für Peter Gauweiler, seit er seinen Rückzug aus der Politik bekannt gab, gewählt: „Querdenker“, „Querkopf“, „Raufbold“, „Freidenker“, „Selbstinszenierer“, „Euro-skeptiker“, „Eurokritiker“, „Unbeugsamer“, „Freigeist“, „unabhängiger Geist“, „Buhmann“, „CSU-Urgestein“. Ja, diese Beschreibungsversuche legen tatsächlich nahe, dass Gauweiler eine „Nervensäge“ sein könnte, aber vor allem muss man doch zu dem Ergebnis kommen, dass die Menschen, die diese Peter-Gauweiler-Beschreibungs-Vokabeln allen Ernstes in ihre Tastaturen tippen, die allergrößten „Nervensägen“ sind. Dass sie „Qualgeister“, wenn nicht gar „Plagegeister“

CONTRA

Querkopf, hibi

VON ANTONIA BAUM

sind, oder treffender: durchweg abgestumpfte Monster. Oder aber, und das hoffe ich, sie haben beim Verfassen ihrer Nachrufe auf den politischen Peter Gauweiler einen Wahnsinnspass gehabt. „Querkopf“, „Querdenker“, hibi. Ich meine, welche halbwegs vernünftige Person schafft es denn, jemanden ernsthaft einen „Querdenker“ zu nennen, noch dazu Peter Gauweiler.

ler. Andererseits ist das auch ein ziemlich guter Witz. Bei Claus Peymann scheint die Sache zunächst völlig anders gelagert zu sein: Er ist eine, wahlweise „polternde“, „Theaterseele“. Holy Shit. Da nimmt man doch sofort Reißaus. Ferner pflegt Peymann zu „toben“, zu „pöbeln“ und ist ein „Theater-Patriarch“, jedoch auch ein „bewährter Theatermann“, aber es dauert leider nicht lange, da ist auch Claus Peymann ein „Querdenker“, was mich sofort bezweifeln lässt, dass er das jemals war, und vor allem beunruhigt mich, dass nahezu alle Peter-Gauweiler-Beschreibungs-Vokabeln auch auf Claus Peymann verwendet werden könnten. Darüber sollten wir uns über Ostern mal Gedanken machen.